

Sartres *Der Ekel* und Wittgensteins Therapien

So Kimoto

1. Einleitung

Die Diskrepanz zwischen Sprache und Welt ist eines der wichtigsten Probleme in der Philosophie sowie in der Literatur. Auch Ludwig Wittgenstein (1889-1951), ein Philosoph aus Wien an der Jahrhundertwende, beschäftigte sich mit dieser Frage. Stanley Cavell (1926-2018) fasst den Ansatz Wittgensteins folgendermaßen zusammen:

The coincidence of soul and body, and of mind (language) and world *überhaupt*, are the issues to which Wittgenstein's notion of grammar and criteria are meant to speak. The *practical* difficulty of pegging the mind to the world, and especially to the social-political world, the world of history; and the psychological difficulty of it in the world of religion; are main subjects of modern literature and of certain existentialisms. (Cavell 1979: 108-109)

Der vorliegende Essay nimmt die Frage der Diskrepanz zwischen „language and world“ auf und analysiert aus der wittgensteinischen Perspektive ein literarisches Werk des Existenzialismus: Jean-Paul Sartres *Der Ekel* (1938).⁽¹⁾ Der Protagonist, Antoine Roquentin, empfindet gegenüber den um ihn existierenden Dingen ein eigenartiges Gefühl, welches er als „Ekel“ bezeichnet. Die Übelkeit Roquentins lässt sich, wie im Folgenden gezeigt wird, aus der therapeutischen Sicht Wittgensteins heraus behandeln. Dieser österreichische Denker betrachtet nämlich eine Reihe von typisch-philosophischen Fragen als Pseudoprobleme und benennt sie metaphorisch als „Krankheit“, wohingegen seine Schrift, *Philosophische Untersuchungen*, als „Therapien“ wirken soll.⁽²⁾ Von dem Schnittpunkt der zwei Werke ausgehend, wird im vorliegenden Essay argumentiert, dass erstens Sartres *Der Ekel* die Qual jener Krankheit aufzeigt, die aus der Diskrepanz von dem sprachlichen Ideal einerseits und dem konkret Existierenden andererseits entspringt, und zweitens, dass Wittgensteins Werk *Untersuchungen* eben diese Problematik aufnimmt und eine Herangehensweise anbietet, die eine Heilung dieser philosophischen Krankheit ermöglicht.

Obwohl in den vorhandenen Wittgenstein-Studien sein therapeutischer Aspekt das allgemeine Interesse auf sich zieht, wird die Eigenschaft der gemeinten Krankheit oft nur abstrakt bestimmt. Dieser Essay bietet die Betrachtungsperspektive an, Roquentin als eine

Figur der wittgensteinischen Behandlung anzusehen, sodass seiner therapeutischen Philosophie eine konkrete Figur des Patienten verliehen wird und gleichzeitig ihre existenzielle Bedeutsamkeit deutlich wird.⁽³⁾

Der Aufbau dieser Arbeit gestaltet sich wie folgt: Im ersten Abschnitt wird anhand der Charakterisierung der Übelkeit und der Behaglichkeit Roquentins dargelegt, dass das zentrale Thema des Romans in der Diskrepanz zwischen Sprache und Welt besteht, und es wird folglich Wittgensteins Einstellung zu dieser Problematik skizziert. Der zweite Abschnitt arbeitet die widersprüchliche Struktur des Ekels heraus, indem gezeigt wird, dass dieser im Extremfall in eine Form der Selbstablehnung mündet. Diese beiden ersten Abschnitte dienen der Diagnose des Ekels, während die beiden folgenden Abschnitte der Suche nach der möglichen Heilung gewidmet sind. Im vierten Abschnitt wird das Finale des Romans ins Auge gefasst und wird argumentiert, dass Sartre bis zum Ende der Geschichte bei dem Schema der Diskrepanz bleibt und deshalb keine Heilung für die Krankheit anbietet. Schließlich wird im fünften Abschnitt Wittgensteins Begriff „Lebensform“ problematisiert und argumentiert, dass sich durch diesen Begriff die Diskrepanz zwischen Welt und Sprache auflöst und somit die Heilung des Ekels ermöglicht wird.

2. Die Natur des Ekels

Was ist der Ekel, den Roquentin fühlt? Dieses Gefühl ist nicht mit jener Übelkeit gleichzusetzen, die etwa durch einen Kater oder eine Nahrungsmittelvergiftung verursacht wird. In diesem Abschnitt wird der Ekel Roquentins durch die Szenenanalyse, v. a. in Hinblick auf die Momente des Auftauchens und Verschwindens dieser Empfindung, erörtert. Zuerst wird aufgezeigt, dass die Abwesenheit des Ekels bzw. das Erleben von Behaglichkeit bei Roquentin mit dem mathematischen Ideal oder der Melodie von Musik zusammenhängt. Anschließend wird jene Szene untersucht, in der Roquentin mit der Wurzel eines Kastanienbaums konfrontiert wird und von dem stärksten Ekelgefühl ergriffen wird. Abschließend wird die bisherige Darstellung im Werk *Der Ekel* mit der Ansicht in *Philosophische Untersuchungen* verglichen, wobei sowohl die Gemeinsamkeiten als auch die Unterschiede zwischen ihnen herausgearbeitet werden.

In der Ekelgeschichte findet Roquentin manchmal eine gewisse Behaglichkeit. Einmal schreibt er, dass der Ekel „dahinten geblieben“ ist und setzt fort: „Ich bin glücklich: diese Kälte ist so rein, so rein diese Nacht: bin ich nicht selbst eine Welle eisiger Luft?“⁽⁴⁾ In diesem Zitat wird deutlich, dass seine Glückseligkeit von einer Art Reinheit kommt und mit der Abwesenheit seines Körpers als Ding zusammenhängt. Diese Reinheit kommt auch bei den

Beschreibungen von Musik und Mathematik zum Ausdruck: „In einer anderen Welt bewahren die Kreise, die Melodien ihre reinen und strengen Linien.“⁽⁵⁾ Diese „andere Welt“ heißt hier anders als unsere dingliche Welt. Vor Roquentins Augen sind physische Objekte unrein im Kontrast zu mathematischen Begriffen wie dem Kreis, der „sich sehr gut aus der Umdrehung einer Geraden um einen ihrer Endpunkte [erklärt].“⁽⁶⁾ Ein Kreis ist auf der begrifflichen Ebene immer genau rund und bleibt derselbe. Diese geometrische Form lässt sich auf der physikalischen Ebene, in unserem Alltag, fast nie in vergleichbarer Vollkommenheit finden. Ein auf Papier gezeichneter Kreis ist oft verzerrt. Ein digital auf einem Bildschirm projizierter Kreis wird je nach dem Gesichtswinkel unvollkommen wahrgenommen. Und das ist nicht auf diese mathematische Notion begrenzt. Alles, was sich erklärt (*s'expliquer*), was sich durch Worte definieren lässt, alle sprachlich-begrifflichen Ideale gehören für Roquentin zu der jenseitigen, reinsten Welt, wohingegen die zufälligen Dinge hinter solcher Erklärung zurückbleiben.

Die Reinheit wird auch durch „Notwendigkeit“ charakterisiert. Wenn in einem Café eine Jazzplatte „Some of These Days“ gespielt wird und der Ekel Roquentins verschwindet, lautet seine Bemerkung:

Noch ein paar Sekunden, und die Negerin wird singen. Das erscheint unvermeidlich, so stark ist die Notwendigkeit dieser Musik: nichts kann sie unterbrechen [...]. *Some of these days/You'll miss me, honey!* [...] ich bin glücklich. [...] Ich bin gerührt, ich empfinde meinen Körper wie eine abgeschaltete Präzisionsmaschine. (E 32-33)

Die Notwendigkeit der Melodie heißt, dass diese zu einer „anderen“ Welt gehört und daher anders als gewöhnliche Dinge sind, welche aus dem Brechbaren bestehen. Ein Saxophonspieler mag sich bei einem Stück vertun, doch dadurch wird diejenige Melodie, die er zu spielen beabsichtigt hatte, nicht verletzt, sondern bleibt gleichwohl dieselbe. Genauso verhält es sich mit dem mathematischen Begriff. Man mag einen gezeichneten Kreis durchstreichen oder das Papier, auf dem er ist, zerreißen. Der Kreis an sich bzw. die Idee davon aber unterliegt keiner dieser zufälligen, beliebigen Ereignisse in der physikalischen Welt.

Das Gleichnis der „Präzisionsmaschine“ deutet auf denselben Gedanken hin: Eine Maschine bringt immer dieselbe Bewegung hervor. Eine Herstellungsmaschine, z. B., produziert eine Ware exakt wie im Entwurf und schafft eine Menge davon, die miteinander identisch ist. Bei der manuellen Arbeitskraft hingegen geht die Erzeugung der Ware nur schwer planmäßig vor sich, und ihre Qualität hängt oft von den vielen sachlichen Bedingungen und der persönlichen Laune ab. In dieser Hinsicht ist die Maschine für Roquentin der Mathematik

und der Musik ebenbürtig und dient als ein Symbol für die Welt der Ideen.

Die bisherige Szenenanalyse über die Abwesenheit des Ekels weist die Eigenschaft der Sehnsucht Roquentins auf. Er träumt davon, an der Sphäre des sprachlichen bzw. musikalischen Ideals teilzuhaben, die sich durch die Unabhängigkeit von konkret Existierendem charakterisieren lässt. Dementsprechend verstärkt sich das zu seiner Behaglichkeit im Kontrast stehende Ekelgefühl dann am meisten, wenn er mit einem zufälligen Ding konfrontiert wird. Ein solches Ding wird in der Geschichte v. a. von der Wurzel des Kastanienbaums vertreten.

Aber ein Kreis existiert auch nicht. Diese Wurzel dagegen existierte insofern, als ich sie nicht erklären konnte. [...] Ich konnte mir noch so oft wiederholen: «Es ist eine Wurzel» — das verfiel nicht mehr. Ich sah ein, daß man von ihrer Funktion als Wurzel, als Saugpumpe, nicht *auf das* kommen konnte [...]. Die Funktion erklärte nichts: sie ließ in groben Zügen verstehen, was eine Wurzel war, aber keineswegs *diese hier*. [...] Schwarz? Die Wurzel *war nicht* schwarz, das war kein Schwarz, was auf diesem Stück Holz war — das war... etwas anderes: das Schwarz existierte ebensowenig wie der Kreis. [...] Ja, ich hatte schon mit derselben Unruhe unnennbare Gegenstände untersucht [...] Adolphe Hosenträger, neulich abends im *Rendezvous des Cheminots*. Sie *waren nicht* violett. (E 147-148)

Roquentin stößt auf eine Baumwurzel in einem Park. Ihre Anwesenheit beunruhigt ihn, weil sie seiner sprachlichen Erklärbarkeit gänzlich zu entgehen scheint. Dass seine Sprache diesseits der Welt an eine Grenze stößt und das Wort nicht mehr mit dem Ding übereinstimmt, wird in seiner Verwendung von Demonstrativpronomen und Negation, im Zitat kursiv hervorgehoben, deutlich:

Erstens wird das Demonstrativpronomen auf eine eigenartige Weise verwendet, wenn Roquentin sich auf die Wurzel bezieht („*auf das*“, „*dieses hier*“). Die Verwendung dieses Pronomens unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Gebrauch und ist gekennzeichnet dadurch, dass es bei ihm nicht mit einem Substantiv in Verbindung gebracht wird. Er sagt nämlich nicht „diese Wurzel“, sondern nur „*dieses*“. Es ist, als ob Roquentin an der Grenze der Sprache auf ein Ding hinzuweisen versucht, das sich außerhalb dieser befindet.

Das zweite Merkmal ist die charakteristische Verwendung der Negation. Er sagt: Dieses hier war keineswegs eine Wurzel, oder: die Wurzel war nicht schwarz. Natürlich heißt das nicht, dass sie etwas anderes war, dass sie nicht Wurzel, sondern etwa Blatt, nicht schwarz, sondern rot war. Nein, sie war eine schwarze Wurzel – im gewöhnlichen Sinne. Aber vor Roquentins Augen gehören diese sprachlichen Begriffe wie die „Wurzel“, die als Saugpumpe

fungiert, oder die reine Farbe „Schwarz“ eben zu einer anderen Welt als der normalen. Die Zusammensetzung von Demonstrativpronomen, dem Verb „sein“, Negation und einem sprachlichen Begriff (woraus entsteht: „dieses ist nicht die Wurzel“) ist Roquentins misslungener Versuch, durch Sprache die vorliegende Welt zu erfassen. Dieser Misserfolg verursacht in ihm eine „Unruhe“ oder Frustration sowie eine Unzufriedenheit mit der Welt, wie sie ist.

Wie sehen nun aus der wittgensteinischen Perspektive die bisher geschilderten Grundzüge des Ekels aus? Einerseits scheint der Riss zwischen Sprache und Welt sowie die zum Extrem deformierte Sprachverwendung, zumal die des Demonstrativpronomens, ebenfalls Wittgensteins Interesse zu wecken. Denn eine solche Art der Verwendung lässt sich öfter in seiner Schrift finden. An einer Stelle in *Untersuchungen*, bei der es um die Bedeutung des Wortes „Schmerz“ geht, bemerkt er:

Ich habe gesehen, wie jemand in einer Diskussion [...] sich an die Brust schlug und sagte: „Aber der Andre kann doch nicht DIESEN Schmerz haben!“ (PU I-253)

Diese Verwendung des Pronomens ist insofern ungewöhnlich, als es das Bezeichnete außerhalb des gemeinsamen Bereichs verortet. Dieses wird den Anderen nicht mehr zugänglich und verwandelt sich in etwas, was nur jene Person besitzen, verstehen und sinnvoll ansprechen kann. Das durch Demonstrativpronomen Bezeichnete wird aus der öffentlichen Sprache ausgesperrt und gehört nur noch zu einer privaten Sphäre, wo – wie Wittgenstein anderswo erörtert⁽⁷⁾ – keine vernünftige Sprache möglich ist. In diesem Sinne steht das hinweisende Wort im obigen Zitat genauso an der Spitze des Sprachendes wie bei Roquentin. Wittgenstein setzt sich mit derselben Problematik auseinander, worunter der Protagonist im Werk *Der Ekel* leidet.

Andrerseits ist in Wittgensteins Schreiben der Ton diesem Leiden gegenüber nicht allein sympathisch, sondern auch kritisch. Seine Aphorismen versuchen uns daran zu erinnern, dass das für immer dasselbe bleibende, außergewöhnliche Ideal in gewissem Sinne auf den brechbaren, gewöhnlichen Dingen beruht. So soll man daran erinnert werden, wie „die Maschine als Symbol ihrer Wirkungsweise“, sublimiert zu einem Ideal, ursprünglich aus einer Sammlung aus trivialen Bauteilen besteht:

Die Maschine – könnte ich zuerst sagen – scheint ihre Wirkungsweise schon in sich zu haben. [...] Wir reden so, als könnten sich diese Teile [einer Maschine] nur so bewegen, als könnten sie nichts anderes tun. Wie ist es – vergessen wir also die Möglichkeit, daß sie sich biegen, abbrechen, schmelzen, etc.? (PU I-193)

Einerseits nimmt Roquentin auch diese Möglichkeit zur Kenntnis. Nachdem er von der Notwendigkeit der davorstehenden Melodie der Sängerin gesprochen hat, heißt es in seinem inneren Monolog: „Und dennoch bin ich unruhig: es bedürfte einer Geringfügigkeit, und die Platte würde stehenbleiben: eine Feder könnte springen, den Cousin Adolphe könnte eine Laune überkommen“.⁽⁸⁾ Wenn etwas schief läuft, kann die Maschine nicht die gewünschte Bewegung verwirklichen. Wenn der Plattenspieler kaputt geht oder die Spielerin schlechte Laune bekommt, wird die erhoffte Melodie nicht zu dem Zuhörer gebracht. Es ist selbstverständlich, dass die Melodie auf einer physikalischen Grundlage basiert. Aber andererseits, wenn die Glückseligkeit Roquentin umhüllt, vergisst er anscheinend diese Tatsache. Zumindest kommt sie ihm nicht bedeutsam vor, im Vergleich zu dem Notwendigkeitsgefühl. Hier ist die Reihenfolge auf dem Kopf gestellt: das Ideal ist ihm noch realer als bloße Dinge.

In diesem Abschnitt wurde die Krankheit Roquentins durch Szenenanalyse erörtert und mit Wittgensteins Ansicht verglichen. Für den Protagonisten dieser Geschichte wird jeder Begriff wie Wurzel, Schwarz, Kreis sowie jede Melodie zu einem Ideal einer anderen Welt sublimiert, sodass die Worte sich am Ende kaum mehr auf die konkreten Dinge beziehen. Die Unerklärbarkeit der Dinge, die aus der Diskrepanz zwischen Sprache und Welt herrührt, ist die Ursache seines Ekels. Wittgenstein teilt mit Roquentin den Drang, die Sprache von den konkreten Dingen abzusondern und sie auf ungewöhnliche Art gebrauchen zu wollen. Doch kritisiert er die tendenzielle Sublimierung, indem er auf die uns wohl bekannte Abhängigkeit der Ideen von den Dingen hinweist.

Im nächsten Abschnitt wird die Szene des Kastanienbaums weiter analysiert, um die Natur dieses Ekels, besonders seinen widersprüchlichen Charakter, zu bestimmen.

3. Die Selbstablehnung im Ekel

Der höchste Punkt des Ekels wird im Roman erreicht, wenn die Hauptfigur eine Wurzel unter ihrer Bank ins Auge fasst.

Also, ich war gerade im Park. Die Wurzel des Kastanienbaums bohrte sich in die Erde, genau unter meiner Bank. [...] Die Wörter waren verschwunden und mit ihnen die Bedeutung der Dinge, ihre Verwendungsweisen [...] (E 144)

Die Eigentümlichkeit des Ekels stellt sich heraus, wenn man zwei Fragen stellt: (1) warum „Wurzel“, (2) warum „unter meiner Bank“?

Worin liegt der Grund dafür, dass Roquentin sich durch den Anblick der Baumwurzel am

stärksten von Ekel überfallen fühlt? Der Betrachtung halber kann man hier anstelle der Wurzel etwa an Blätter denken und sich überlegen, wie der Eindruck dadurch geändert wird. Während die Wurzel mit Mühe nach unten in die Dunkelheit geht, breiten sich die Blätter ohne Hemmung nach oben in die Sonne aus. Während die erste immer unförmig und ungestalt ist, sind die letzteren schön und fast symmetrisch wie ein Kristall. Die Hässlichkeit der Wurzel hat ihren Grund, nämlich das Streben, sich in die Erde einzuleben, wobei sie immer auf Widerstand stoßen muss. Dass Roquentins Ekel auf die Wurzel gerichtet ist, zeigt seine Natur. Er lehnt das Bedürfnis der Verwurzelung im Irdischen ab.

(Verhält es sich nicht ähnlich bei dem Einleben eines Menschen in die Gesellschaft? Eine Narbe auf dem Leib, ein Trauma in der Seele – sie sind die Reminiszenz an unseren Versuch, uns in die Gesellschaft einzuwurzeln, und machen uns manchmal hässlich. Sollen wir aber diesen Teil von uns hassen?)

Bereits auf der Ebene der Metapher steht Wittgenstein in Gegensatz zu Roquentin. Während der Letztere sich aufs Irdische erbricht, lautet das Motto fürs Philosophieren bei dem Ersteren „Zurück auf die Erde“.

Je genauer wir die tatsächliche Sprache betrachten, desto stärker wird der Widerstreit zwischen ihr und unsrer Forderung. (Die Kristallreinheit der Logik hatte sich mir ja nicht *ergeben*; sondern sie war eine Forderung.) [...] Wir sind aufs Glatteis geraten, wo die Reibung fehlt, also die Bedingungen in gewissem Sinne ideal sind, aber wir eben deshalb auch nicht gehen können. Wir wollen gehen; dann brauchen wir die *Reibung*. Zurück auf den rauen Boden! (PU I-107)

Dass das sprachliche Ideal, welches Roquentin manchmal noch realer als ein tatsächliches Ding vorkommt, so rein wie Kristall sei, ist Wittgenstein zufolge nur „unsre Forderung“. Die aus dieser Forderung entstehende Diskrepanz zwischen Sprache und Welt ist folglich ebenfalls unsere Einbildung. Die Logik unserer Sprache, ihre Beschaffenheit, ist weder „rein“ noch symmetrisch, sondern vielmehr „rau“ und unförmig, weil sie, wie später erörtert wird, in unser Leben verwoben ist. Von diesem Aspekt her bedeutet der Ekel einen Misserfolg, die tatsächliche Sprache und unser Leben als das uns Nächste oder als das Meinige nicht anerkennen zu können.

Die Ablehnung des eigenen Daseins beim Ekel taucht an einer anderen Stelle im obigen Zitat auf. Roquentin berichtet, dass die Wurzel „genau unter meiner Bank“ war. Sie war nicht im Grün oder unter irgendeiner Bank. Dies deutet darauf hin: Die Wurzel ist genau das, worauf Roquentin steht, und der Ekel weist sie ab.

Bereits die Struktur des Ekels ist widerspruchsvoll. Denn dieses Gefühl ist sogar gegen

seinen eigenen Körper gerichtet, da es im Grunde alles konkret Existierende ablehnt. (Die Behaglichkeit umhüllt ihn, wenn er sich wie „eisige Luft“ oder eine „Präzisionsmaschine“ fühlt.) Doch der Ekel an sich ist eine leibliche Empfindung. Er muss daher schließlich genau das abweisen, was ihn ermöglicht.

Wie kann Roquentin von diesem Ekel der Selbstablehnung geheilt werden? Im nächsten Abschnitt wird das Finale der Geschichte in Betracht gezogen, um zu untersuchen, ob man in diesem Schluss eine Lösung für die Problematik finden kann.

4. Die Fliege zerquetschen

Die bisher gestellte Diagnose lautet wie folgt: Roquentins Übelkeit und Behaglichkeit rühren von der Diskrepanz zwischen Sprache und Welt, zwischen dem sublimierten Ideal und dem konkret Existierenden her. Seine Behaglichkeit besteht darin, dass er sich in der Welt des reinen Ideals zu befinden fühlt. Seine Übelkeit hingegen besteht darin, dass sich das ihm vorliegende Ding dem Ideal nicht anpasst und sich der sprachlichen Erfassung entzieht. Aus Wittgensteins Sicht wird aber suggeriert, dass diese Diskrepanz nicht stichhaltig ist und vielmehr auf unsere Forderung bzw. Einbildung beruht. Denn laut ihm sind die zwei Gegenstücke in dieser Diskrepanz, Sprache und Welt bzw. Leben, ineinander verwoben und hängen voneinander ab. Ohne diese Abhängigkeit einzusehen, gerät der Ekel ins Extrem der qualvollen Selbstablehnung. – So lautete die Untersuchung in den letzten zwei Abschnitten über die thematische Krankheit im Werk *Der Ekel*.

Es stellt sich nun die Frage, wie Roquentin von diesem Leiden befreit werden kann und ob die Geschichte eine Art von Lösung dafür anbietet. Um diese Frage zu beantworten, wird in diesem Abschnitt die allerletzte Szene analysiert.

Am Ende besucht Roquentin das Café wieder, wo er anfangs die Jazzplatte gehört hat, und bittet darum, noch einmal „Some of These Days“ zu spielen. Während die Melodie abgespielt wird, entschließt er sich, seinen Gedanken in einem Buch zu verfassen.

Hinter all diesen Versuchen, die beziehungslos schienen, finde ich den gleichen Wunsch: die Existenz aus mir zu vertreiben, die Augenblicke von ihrem Fett zu entleeren, sie auszuwringen, auszutrocknen, mich zu reinigen, hart zu werden, um endlich den klaren und genauen Ton einer Saxophonnote wiederzugeben. (E 196)

Some of these days [...] Könnte ich nicht versuchen ... Natürlich würde es sich nicht um ein Musikstück handeln ... aber könnte ich nicht, in einer anderen Gattung ...? [...] Eine andere Art von Buch. Ich weiß nicht so recht, welche – aber man müßte hinter den

gedruckten Wörtern, hinter den Seiten etwas ahnen, das nicht existierte, das über der Existenz wäre. (E 199)

Sartre gibt Roquentin am Ende die Hoffnung, dass er sich und sein Ideal ausdrücken oder gar in der Welt des Ideals leben könnte. Das heißt, ein Buch zu schreiben, oder den Ton eines Saxophons zu spielen. Und es muss sein Buch und seine Melodie sein.

Aber wäre er dann, wenn dieser „Wunsch“ je erfüllt wird, frei vom Ekel? Solange sein Wunsch darin besteht, „die Existenz aus [ihm] zu vertreiben“, solange er des Glaubens ist, dass es etwas gibt, „das über der Existenz wäre“, wird er vermutlich unter der Bürde derselben Problematik leiden. Denn die Diskrepanz zwischen Sprache und Welt wird dann noch unaufgelöst bleiben und damit wird das konkret Existierende immer mit dem negativen Wert behaftet sein. Früher hat er geschrieben: „Ich schrie «was für eine Sauerei, was für eine Sauerei!», [...] und es gab so viel davon, Tonnen um Tonnen von Existenz“.⁽⁹⁾ Alle Existenzen fühlen sich für ihn wie Dreck an – bis auf seine eigene Existenz, seinen Körper.

Da Sartre das Leben Roquentins danach nicht schildert, kann man natürlich nicht mit Sicherheit wissen, ob sein Entschluss ihm schließlich Glück gebracht hat. Aber der bisherigen Betrachtung zufolge ist die Heilung der Krankheit prinzipiell nicht möglich. Die folgende Stelle in der Mitte der Geschichte deutet an, was ihn erwartet. Eine Fliege, die sich sonnt, bringt er um und sagt, dass es um ihretwillen ist.

Ein Sonnenkringel ist auf der Papiertischdecke. In dem Kringel kriecht eine Fliege, schläfrig, wärmt sich und reibt ihre Vorderbeinchen aneinander. Ich werde ihr den Dienst erweisen, sie zu zerquetschen. [...] «Töten Sie sie nicht!» ruft der Autodidakt. / Sie spritzt auseinander, ihre kleinen weißen Eingeweide quillen aus ihrem Leib; ich habe sie von der Existenz befreit. (E 119)

Ähneln sich nun die „weißen Eingeweide“ der Fliege, die Roquentin ausgequetscht hat, nicht dem „Fett“ des Augenblicks bei ihm selbst, den er sich „auszuwringen“ gewünscht hat? Wenn das jene Befreiung von der Existenz heißt, kann man für ihn kein glückliches Ende erwarten.

Das Problem liegt darin, dass er in dem Schema der Diskrepanz verhaftet ist. Es verwandelt die Existenz in eine Bürde, einen Fluch. Er schreibt einmal: „*Sie [Dinge] hatten keine Lust zu existieren, bloß konnten sie nicht anders*“.⁽¹⁰⁾ In seinen Augen sind wir zum Existieren verurteilt. Sartres existenzialistische Antwort mag zwar einen möglichen Weg zeigen, dass man trotz der Qual im Dasein mit Entschluss leben soll. Aber diese Antwort ist keine Heilung des Ekels.

Wie ist eine Heilung möglich? Warum ist die Existenz zum Fluch geworden? Wie Emmanuel Levinas feststellt: „Ich existiere nicht wie ein Geist, wie ein Lächeln oder wie ein Windhauch“,⁽¹¹⁾ sondern wir leben als Körper. Ist dieser Körper ein Fluch oder eine Gabe? Ist er etwas, was uns fesselt, oder etwas, was uns Bewegung ermöglicht? Hätten wir keinen Körper, so wären wir nicht voneinander durch die Haut getrennt und hätten nicht unter Einsamkeit leiden müssen; aber dann hätten wir auch nicht miteinander in Berührung kommen können. Diese Zweideutigkeit kann man die *polare Doppeldeutigkeit des Körpers* nennen. Und hierin liegt der Schimmer zur Heilung. Im nächsten Abschnitt wird die wittgensteinische Ansicht über die Beziehung zwischen Sprache und Welt aufgenommen und die mögliche Therapie des Ekels gesucht.

5. Auf der Suche nach Heilung

Während Roquentins endgültige Antwort auf den Ekel nach wie vor die Diskrepanz zwischen Sprache und Welt aufrechterhält, strebt Wittgensteins Schreiben nach deren Auflösung. Seine Begriffe wie „Lebensform“ und „Sprachspiel“ zeigen eine andere Konzeption der Sprachlogik.

Ich werde auch das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das „Sprachspiel“ nennen. (PU I-7)

Und eine Sprache vorstellen heißt, sich eine Lebensform vorstellen. (PU I-19)

Das Wort „Sprachspiel“ soll hier hervorheben, daß das Sprechen der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform. (PU I-23)

Dem Sprachbild Roquentins zufolge ist ein Wort, welches hier zu einem sprachlichen Ideal sublimiert ist, von allen anderen Sachen abgesondert. Bei Wittgenstein hingegen wird eine Sprache niemals allein für sich konzipiert, sondern immer mit anderen Elementen erfasst. Eine Sprache ist in erster Linie eine sprachliche Handlung, die mit und unter Menschen vollzogen wird. In diesem Sinne ist eine Sprache mit der „Lebensform“ verbunden.

Dieser Begriff lässt sich in verschiedenen Bedeutungen interpretieren. Wenn man unter „Leben“ den Alltag versteht, dann interpretiert man den Begriff als eine Struktur, in der man gewöhnlich lebt. So wird man daran erinnert, wie viele Wörter (etwa „Ess-Stäbchen“, „Marktplatz“, oder „Hijab“) mit unserer Lebensweise im Sinne der Kultur, Zivilisation und Religion in Verbindung stehen. Wenn man wiederum unter „Lebensform“ ein Lebewesen

versteht, dann bezeichnet dieser Begriff, v. a., wie unser Körper beschaffen ist. So wird man veranlasst, daran zu denken, wie bestimmte Körperbewegungen durch den Begriff „Schmerz“ ersetzbar sind oder wie spezifische Wechsel der Intonation in der Stimme den „Ärger“ oder „Enttäuschung“ ausdrücken.⁽¹²⁾ Sowohl der erste als auch der zweite Aspekt des Begriffs „Lebensform“ deuten darauf hin, dass die angebliche Diskrepanz zwischen Sprache und Welt bzw. Leben eigentlich aus einer einseitigen Sprachkonzeption entsteht.

Dementsprechend soll ein entscheidender Schritt der wittgensteinischen Therapie des Ekels daraus bestehen, dass man die tatsächliche Korrelation zwischen Sprache und Lebensform erkennt und akzeptiert. Stanley Cavell, dessen Text am Anfang dieses Essays zitiert wurde, schreibt:

In Wittgenstein's view the gap between mind and the world is closed [...] in the appreciation and acceptance of particular human forms of life [Lebensform], human "convention". (Cavell 1979: 109)

Was für Cavells Interpretation charakteristisch ist, ist die Betonung auf „acceptance“. Er spricht nicht nur von der Lehre über die Lebensform, sondern hebt die Wichtigkeit ihrer Hinnahme hervor.⁽¹³⁾ Diese Auslegung zeigt, dass die wittgensteinische Einsicht nicht nur die Natur der Sprache klarmacht, sondern sich auch auf die Problematik der individuellen Einstellung zur Sprache richtet und somit potenziell eine Antwort auf die *existenzielle* Fragestellung werden kann. Der Schwerpunkt auf der Hinnahme ist wesentlich für den therapeutischen Zweck, denn auch wenn man eine Lehre über die Beziehung zwischen Sprache und Lebensform erhalten hat, wird der Ekel nicht geheilt, solange man ihre Wahrheit verweigert.

Juliet Floyd betont diesen Punkt aus einer anderen Hinsicht:

He [Wittgenstein] is thus not concerned with *what* is given, but with the very idea of givenness *per se*. [...] Wittgenstein is pondering the role that *any* given can play in philosophical thinking. (Floyd 2020: 118)

Laut Floyd ist es wenig wichtig, was man unter „Lebensform“ konkret versteht und dazu zählt. Sei es Lebensform als Struktur des Alltags, sei es als Lebewesen – oder gar sei es der Andere als Erwachsener oder Elternteil, sei es Gott –, wichtig ist ihrer Interpretation zufolge, dass die Sprache gegeben ist. Wir können weder die Struktur des menschlichen Alltags noch die körperliche Form auswählen. Sie sind uns gegeben, und mit ihnen auch die Sprache. Man kann diesen Grundgedanken und die möglicherweise damit einhergehenden, philosophischen

Aufgaben die *Problematik der Gegebenheit* nennen. Das bisherige Argument zeigt, dass der Erfolg und der Misserfolg der Heilung des Ekels mit ihr zusammenhängen. Für die Auflösung der Diskrepanz muss man die Sprache und die Welt als Eins akzeptieren. Dieses Akzeptieren findet als Hinnahme der Gegebenheit (Lebensform) statt.

Zur Problematik der Gegebenheit gehört die polare Doppeldeutigkeit der Lebensform. Die Gegebenheit der Lebensform und Sprache kann als Gnade angesehen werden; aber sie kann auch erscheinen wie eine Einsperrung in die vorgeschriebene Sprachregel, also wie ein Fluch. Der Weg der Heilung führt voraussichtlich, um Cavells Formulierung zu verwenden, zur folgenden Überlegung: „The reason why methods which make us look at what we say, and bring the forms of language (hence our forms of life) to consciousness, can present themselves to one person as confining and to another as liberating [...]“.⁽¹⁴⁾ Warum das Aufzeigen der Lebensform sowohl „confining“ als auch „liberating“ erscheinen kann – um dies zu beantworten, bedarf es aber einer weiteren Betrachtung, die über den Rahmen dieses Essays hinausgeht.

6. Fazit

In diesem Essay wurde die mögliche Heilungsmethode für den Leiden der Hauptfigur im Sartres Werk *Der Ekel* untersucht. Roquentins Entscheidung am Ende des Romans, die in gewisser Hinsicht der Geschichte einen Klang der Erlösung verleiht, behält trotzdem das Schema der Diskrepanz zwischen Sprache und Welt unverändert bei und bleibt deshalb aus der therapeutischen Perspektive unbefriedigend. Die Auseinandersetzung mit der wittgensteinischen Ansicht im letzten Abschnitt zeigte, wenn auch nur im Umriss, eine alternative Möglichkeit. Diese Ansicht bietet den Begriff der Lebensform an und ermöglicht die Auflösung der Diskrepanz, da dieser den ursprünglichen Zusammenhang zwischen ihren Gegenständen aufzeigt. Zur Heilung der Krankheit Roquentins bedarf es der Hinnahme dieser gegebenen Lebensform und Sprache.

Bisher spielte Roquentin in diesem Essay immer die Rolle des Patienten für die wittgensteinische Therapie. Kann man eine entsprechende Figur in Wittgensteins eigenem Text finden? Aus dieser Perspektive ist es ein interessanter Zufall, dass eine Fliege auch in einem seiner Aphorismen in *Untersuchungen* auftaucht.

Was ist dein Ziel in der Philosophie? – Der Fliege den Ausweg aus dem Fliegenglas zeigen. (PU I-309)

Diese Fliege ist im Glas gefangen, genauso wie Roquentin dem Schema der Diskrepanz

verhaftet war. Um den obigen Aphorismus zu verstehen, ist es hilfreich, die Struktur des Fliegenglases genauer zu betrachten. David Stern erklärt: "A fly-bottle is a glass bottle containing sugar-water with an entrance at the bottom, which flies never escape because they always fly upward, hitting the glass and ultimately drowning in the water". (15) Der Kernpunkt des Aphorismus liegt darin, dass, während dieses Insekt immer nach oben fliegen will, es eigentlich nur auf dem Weg nach unten aus der Verhaftung herauskommen kann. Nun wer ist diese Fliege? Die frühere Version dieses Aphorismus lautet:

Der Solipsist flattert und flattert in der Fliegenglocke, stößt sich an den Wänden, flattert weiter. Wie ist er zur Ruhe zu bringen? (Wittgenstein 1993: 258)

Wittgensteins Fliege symbolisiert den Solipsisten. Sartres Fliege deutet, wie im dritten Abschnitt dieses Essays gezeigt wurde, die Zukunft Roquentins an. Sein Ekel kann dann über die Metapher der Fliege als Qual des Solipsisten verstanden werden. So stellt sich heraus, dass die ganze Auseinandersetzung in diesem Essay nicht nur eine Auslegung des Romans Sartres ist, sondern eigentlich eine Interpretation der Philosophie Wittgensteins darstellt.⁽¹⁶⁾

Danksagung

Dieser Essay wurde gefördert durch JSPS KAKENHI Förderkennzeichen JP24KJ1356.

Bibliographie

- Boncompagni, Anna (2022) *Wittgenstein on Forms of Life*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Cavell, Stanley (1979) *The Claim of Reason: Wittgenstein, Skepticism, Morality, and Tragedy*. Oxford: Oxford University Press.
- Cavell, Stanley (1989) *This New Yet Unapproachable America*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Cavell, Stanley (1994) *A Pitch of Philosophy: Autobiographical Exercises (The Jerusalem-Harvard Lectures)*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Cavell, Stanley (2002) *Must We Mean What We Say?* Updated Edition, Cambridge: Cambridge University Press.
- Floyd, Juliet (2020) 'Wittgenstein on Ethics: Working Through Lebensformen.' *Philosophy and Social Criticism* 46 (2), 115–130.
- Jacquette, Dale (2014) 'Later Wittgenstein's Anti-Philosophical Therapy.' *Philosophy* 89 (2), 251–272.
- Levinas, Emmanuel (2003) *Die Zeit und der Andere*. Übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Ludwig Wenzler, Hamburg: Felix Meiner Verlag.

Sartre, Jean-Paul (1982) *Der Ekel*. Übersetzt von Uli Aumüller, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Wittgenstein, Ludwig (1984) *Philosophische Untersuchungen*. In Werkausgabe, Bd. 1, 235–618. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Wittgenstein, Ludwig (1993) *Philosophical Occasions 1912–1951*. Edited by James Klagge and Alfred Nordmann, Indianapolis: Hackett Publishing Company.

- (1) Die Quelle von Zitaten aus *Der Ekel* und *Philosophische Untersuchungen* wird mittels Zeichen auf folgende Weise angegeben: (1) E 14 [15] steht für ein Zitat aus *Der Ekel* auf der Seite 14 in der deutschen Übersetzung; (2) PU I-123 steht für das Paragraf 123 von *Philosophischen Untersuchungen*.
- (2) Vgl. PU I-133, 255.
- (3) In diesem Essay wird unter dem Patienten der Krankheit im wittgensteinischen Sinne ein Individuum verstanden, das unter philosophischen Problemen leidet. Es gibt aber auch Forschende, bei denen die Termini wie „Krankheit“ oder „Therapien“ anders interpretiert werden. Beispielweise argumentiert Jacquette, dass es bei Wittgenstein nicht um eine Therapie in einem individuell-psychologischen Sinne, sondern um eine in einem semantischen Sinne geht: „Wittgenstein would seem to have higher ambitions than merely to cure himself and as many others as he can plausibly reach of philosophical [sic] anxieties at the individual psychological level“ (Jacquette 2014: 261). Seine Ansicht ist richtig, insofern als sie das Grundproblem, genauso wie im vorliegenden Essay, auf die semantische, strukturelle Ebene bzw. auf die Sprache an sich zurückführt. Aber das schließt nicht aus, dass sich dieses Problem auf der individuellen Ebene wahrnehmen lässt. In der Tat schreibt Wittgenstein, dass die Tiefe der philosophischen Probleme die Tiefe unserer Angst widerspiegelt (PU I-111). In diesem Sinne ist die im Essay behandelte Krankheit kein *bloß individuelles*, wie Jacquette meinte, sondern ein *existenzielles* Problem.
- (4) E 37
- (5) E 145-146
- (6) E 147
- (7) Vgl. PU I-243ff.
- (8) E 32
- (9) E 153
- (10) E 151-152
- (11) Levinas 2003: 31.
- (12) Auf ähnliche Weise unterscheidet Cavell die Lebensform im ethnologischen Sinne und die Lebensform im biologischen Sinne (Vgl. Cavell 1989: 41ff.). Zum Begriff „Lebensform“, s. auch Boncompagni (2022).
- (13) Wittgenstein selbst schreibt: „Das Hinzunehmende, Gegebene – könnte man sagen – seien Lebensformen“ (PU II-345).
- (14) Cavell 2002: 53.
- (15) Stern 1995: 179.

- (16) Ohne die Hilfe von An-Chun Cheng, Marie Kallenberg und v. a. Anna Baier bei der inhaltlichen Verbesserung sowie bei der sprachlichen Formulierung wäre dieser Essay undenkbar gewesen. Ich möchte mich bei ihnen bedanken.